



12.02.2017

Helene Miklas

Alle Zöllner und Sünder suchten seine Nähe, um ihm zuzuhören.

Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten: Der nimmt Sünder auf und isst mit ihnen.

Er aber erzählte ihnen das folgende Gleichnis:

Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines von ihnen verliert, lässt nicht die neunundneunzig in der Wüste zurück und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet?

Und wenn er es findet, nimmt er es voller Freude auf seine Schultern

und geht nach Hause, ruft die Freunde und die Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir, denn ich habe mein verlorenes Schaf gefunden.

Ich sage euch: So wird man sich auch im Himmel mehr freuen über *einen* Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die keiner Umkehr bedürfen.

Lukas 15,1-7

Liebe Gemeinde!

Wie ein Gemälde ist unsere Geschichte. Der Rahmen schildert den Anlass: Murrende Pharisäer und Schriftgelehrte, die sich über die Nähe von Jesus zu den Zöllnern und Sündern ärgern. Das ist für ihre Begriffe gegen alle religiösen Regeln. Und wir haben das eigentliche Bild, die Geschichte, die Jesus erzählt, um ihnen zu erklären, warum er so handelt. Diese Geschichte vom Hirten und vom verlorenen und wieder gefundenen Schaf, sie geht direkt ins Herz, weckt unsere Bildphantasie und hat besonders warme Farben. Sogar Stadtkinder, die kaum mehr Schafe kennen – und mit Hirten schon gar nicht vertraut sind - lieben sie und fühlen sich in einer ganz besonderen Art und Weise geborgen. Intuitiv spüren sie den Kern der Geschichte, ohne dass viel erklärt werden muss.

Das hat wohl damit zu tun, dass hier eine menschliche Urerfahrung angesprochen wird. Als ich vier Jahre alt war, verreisten meine Eltern mit uns damals vier Kindern. Am Bahnhof hatte ich mich ein wenig von ihnen entfernt und plötzlich waren sie nicht mehr da. Sie waren in den Zug gestiegen. Mein Heulen drang bis zu ihren Ohren, ohne dass sie es mit mir in Verbindung brachten. Erst als durch die Lautsprecher verkündet wurde, hier wäre ein kleines Mädchen namens Helenchen, das ihre Eltern und Geschwister suchte, wurden meine Eltern hellhörig. Mein Vater sprang aus dem Zug, nahm mich in seine Arme und brachte mich sicher hinein. Den ganzen restlichen Tag stand ich im Mittelpunkt. Es war ein Fest. Verstehen Sie, warum ich diese Geschichte vom verlorenen Schaf immer schon besonders geliebt habe?

Viele Kinder kennen die Erfahrung, verloren zu gehen und sich nicht auszukennen. Sie erleben das hautnah. Aber sie können, wenn es gut ist, auch noch damit spielen: Verstecken, Weglaufen, Gefangenwerden. Ganzheitliche Erfahrungen, die mit binden und sich lösen zu tun haben.

Ja und dann wird man erwachsen. Man fängt an, Dinge selbst zu verlieren. Die Brille ist plötzlich nicht mehr da, wo man sie ganz sicher hingelegt hat. Man verläuft sich im Nebel bei einer Wanderung. Steht auf einem falschen Bahnsteig. Die Autoschlüssel sind unauffindbar. Und man macht vielleicht die eigenartige Erfahrung, sogar mit einem Navi irgendwo ganz anders anzukommen als man geplant hat.

Schlimmer aber als alles andere ist die psychische Erfahrung des Verlorenenseins. Da ist nichts Spielerisches mehr vorhanden, keine Erleichterung da. Man fühlt sich verloren, fremd, kennt sich nicht mehr aus. Und niemand fragt nach. Kein Schwein kümmert sich um einen, um ein anderes Tier zu bemühen. Ausgegrenzt ist man und man grenzt sich selber aus. Doch wie beglückend ist es dann, wenn manchmal ein guter Hirte/eine gute Hirtin da ist, der oder die genau das Richtige sagt und tut. Du kannst wieder raus, siehst eine neue Perspektive, die es dir ermöglicht, aus dem Gebundensein herauszukommen. Ja, auch für uns Erwachsene ist das Verlorengeden und das

Gefunden werden eine Urerfahrung. Und uns spricht möglicherweise das Bild vom verlorenen Schaf und vom guten Hirten genauso existenziell an wie Kinder.

In der Zeit unserer biblischen Geschichte haben die Menschen direkter sogar noch das Bild verstanden als wir. Denn der Hirte war damals Teil des Alltags. Einerseits war er nicht sehr angesehen, denn er war ein unreiner Lohndiener und Schafe stellten im Vergleich zu Rindern oder Eseln keinen gewaltigen Wert dar: läppische 8 Denare im Vergleich zu 100-200 Denare für jene. Doch hatte das Bild des Hirten immer schon eine tiefere Bedeutung, wenn es um die Art und Weise des Führens ging. Es gibt zB eine alte rabbinische Erzählung über Mose: Er suchte als Schafhirte ein verirrtes Schaf des Schwiegervaters Jetro, brachte es auf den Schultern zurück und qualifizierte sich dadurch in Gottes Augen für seine Aufgabe als Führer des Volkes. Ja, oft genug wird das Volk Israel im ersten Testament als Schafherde bezeichnet und die Führer des Volkes heftig kritisiert, wenn sie ihre Führungsposition nicht übernehmen.

Und nicht zuletzt ist der Hirte im ersten Testament Gottesbild pur. Gott wird als der gute Hirte bezeichnet, der seine Schafherde, sein Volk, aber auch jeden einzelnen Menschen mit besonderer Liebe und Fürsorge führt, weidet, sammelt, versorgt. Psalm 23 ist dabei ein Höhepunkt. „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue, er führt mich zum frischen Wasser...“

Dieses Gottesbild greift nun Jesus in der Geschichte direkt auf und nimmt es als Ausgangspunkt dafür, zu zeigen, wie Gott in seinem tiefsten Inneren ist. Und es ist der Mühe wert, hier kurz zu verweilen. Denn Gott ist uns oft so fern. Wir fragen, wir zweifeln, wir klagen an. Hier können wir aber faktisch Gott direkt – ich sage es ganz menschlich – ins Herz schauen. Was sagt uns das Gleichnis über Gott?

- Gott zeigt sich als jemand, der eine besondere Leidenschaft Menschen gegenüber entwickelt, die in irgendeiner Art und Weise gebunden sind und nicht mehr rauskönnen. Die machtlos sind und keine Fürsprecher haben.
- Gott rationalisiert nicht, was mehr wert ist und was weniger. Verlust ist und

bleibt Verlust und ist schmerzhaft. Gott lässt sich direkt in die Mitleidenschaft hineinziehen.

- Gott handelt. Er sucht, mit dem Ziel, fündig zu werden. Liebe ist bei Gott immer Ereignis, nicht nur Gefühl. *Love is an event rather than an emotion.*
- Gott akzeptiert, dass Menschen sich weit von ihm entfernen. Das Schaf in der Geschichte darf von den anderen Schafsköpfen weglaufen. Die Freiheit wird den Menschen nicht weggenommen.
- Gott ist keine menschliche Regung fremd. Er kann sich unbändig freuen. Der Hirte schmeißt eine Party. Gott freut sich und das Finden des Verlorenen ist ihm unendlich viel wert.
- Das vielleicht weggelaufene, verlorene Schaf ist für Gott nicht „mein Ex-Schaf“. Er entlässt sich selbst nicht aus der Verantwortung. Er sagt nicht: Das ist deine eigene Schuld, du wirst mit den Folgen leben müssen. Die Schuld der Menschen bleibt das Problem Gottes. „Mein verlorenes Schaf habe ich gefunden“, so sagt es der Hirte später den Nachbarn.
- In der Ikonographie ist aus dem Schaf ein kleines, niedliches, weißes Lämmchen gemacht worden. Aber wir können uns das Schaf durchaus als ein großes, muffelndes vorstellen. Wer weiß, wo es überall Dreck angesammelt hat. Übertragen auf Gott heißt es: Gott trägt die stinkende Last des Menschen auf seinen Schultern. Wir dürfen mit unserem Dreck kommen, ohne Wenn und Aber. Ihm ist das kein Problem.
- Gott ist anders. Er gebärdet sich nicht allmächtig im Sinne so mancher Politiker, er ist, wenn man so will, ein Gegenprogramm für gewalttätige politische Herrschaft. Er wird, so die Vision, alle Tränen von den Augen abtrocknen..

Und Jesus stellt sich nun mit Bild und mit Rahmen selbst in die Tradition des guten

Hirten hinein. „Sie sind wie Schafe, die keine Hirten haben“, sagt er selbst später einmal über die Menschen um ihn herum. Und lässt sich immer wieder neu ansprechen. Wir haben das auch in der Schriftlesung von Zachäus gehört: „Der Menschensohn kam, um das Verlorene zu suchen und zu finden.“

Das empört seine Gegner und ist wohl mit eine Ursache dafür gewesen, dass es mit Jesus zu so einem tragischen Ende kommt. Doch für ihn, der Gott seinen Vater nannte, war sein ganzes Leben von dem gleichen Gedanken erfüllt – das Verlorene zu suchen. Und gerade dadurch war er für seine Jünger das, was Petrus so deutlich sagen konnte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“

Warum ist es so ein Skandal gewesen, wie Jesus gehandelt hat? Es ist doch eigentlich das Selbstverständlichste der Welt. Und doch stellt Jesus alle Werte auf den Kopf, die Werte von damals und auch die Werte von heute. Damals wie heute haben die sog. Anständigen, die Etablierten oft kein Verständnis und keine Liebe für das Verlorene, für Randgruppen, für Behinderte, für Flüchtlinge. Selbst schuld, heißt es doch immer wieder, ganz einfach. Bist du blind geboren, dann haben deine Eltern gesündigt, so sagten es in der biblischen Zeit die Schriftgelehrten. Recht muss Recht sein. Ein Skandal ist es also, dass Jesus mit den Zöllnern und sog. Sündern isst und ihnen auf gleicher Augenhöhe begegnet.

Doch Jesus dreht in der Geschichte die Werte noch stärker um. Gott, so meint er, freut sich sogar mehr über die Rückkehr eines solchen Menschen als über 99 „respectable people“ (Gerechte), die einer Umkehr nicht bedürfen. Das ist gewagt. Nicht der dritte Rang, sondern erster Platz Loge bekommen sie. Jesus bringt die Hierarchie völlig durcheinander. Und das macht unruhig.

Und die 99? Jesus lässt sie nicht leer ausgehen. Für sie hat er eine besondere Aufgabe. Er lässt sie, die Gerechten, im Bild in der Wüste zurück. Das ist gewagt. Er traut damit aber den Respektablen eine Menge zu. „Ihr schafft das“, so klingt es fast. „Euch habe ich so viel Zeit geschenkt, so viel gezeigt. Ich erwarte irgendwie von euch, dass

ihr Gott in seinem Handeln, in seinem So-sein versteht. Und dass ihr entsprechend auf euch und auf die anderen schaut. Ich baue auf eure Kompetenz und Qualität!“

Denn die Respektablen, sie sind auf andere Weise gefährdet. Zu sehr kann man sich nämlich absichern, Wagnis und Weg nicht mehr zulassen, stagnieren. Qualität braucht Qualitätsentwicklung, braucht Bewegung. Jesus fordert von den 99, dass sie die Verlusterfahrung und die Trauer Gottes mit nachvollziehen können und die Freude über das Zusammenkommen der ganzen Herde nachspüren können. Daraus, aus dieser großen Liebe Gottes, sollen sie ihr positives Selbstbild gewinnen und nicht in Abgrenzung von den Verlorenen.

Denn lernen tun die Respektablen ja gerade von den Ausgesonderten, von den Minderheiten, von den Randgruppen, von denjenigen, die augenscheinlich nicht dazu gehören. In der Präambel der Schweizer Verfassung heißt es: „Die Stärke des Volkes misst sich am Wohl der Schwachen“. Das sind ganz andere Töne, als wir momentan in der Politik des Öfteren hören. „Seid Hirten mit dem Geruch der Schafe“ sagt Papst Franziskus, einer der Sprüche, an denen – ein wenig überspitzt – die 99 im Vatikan wohl am meisten kiefeln.

Und so sind wir als Menschen, die wir hier sind, mal die 99 Schafe in der Wüste und mal das verlorene Schaf – in einer dynamischen Wechselwirkung. Allzu sicher sollten wir uns auf unseren Positionen nicht niederlassen und nicht pochen auf die Haltung der Gerechten. Allerdings auch nicht auf jene des verlorenen Schafs. Denn sonst könnte es zu Verbiegungen kommen, so wie ein Vater nach einer langen Geschichte des verleugneten Missbrauchs diesen plötzlich zugab mit den Worten: „Ich habe gesündigt. Aber das macht nichts. Mein Erlöser wird mir vergeben“. So kann es auch nicht gehen. Oder wenn umgekehrt Missbrauchsoffer in christlichen Kreisen plötzlich zu Tätern gemacht werden, wenn sie nicht so leicht vergeben können und dann als verstockt bezeichnet werden. So nicht! Ja, es gilt die Vergebung auf der Ebene zwischen Gott und Mensch, doch das ganz große Leid, das Menschen Menschen zufügen, kann

nicht so selbstverständlich damit abgetan werden.

Nein, es ist keine billige Geschichte von purer Harmonie, das Gleichnis des verlorenen Schafs. Es hat zur Zeit Jesu für Aufregung gesorgt und rüttelt auch uns heute noch auf, wenn es gut ist. Zum einen mutet sie uns zu, unsere allzu sichere Position aufzugeben, eingefahrene Wege zu verlassen und immer neu einen Blick für die ganze, große Gemeinschaft zu bekommen. Und dabei besonders für das Verlorene oder scheinbar Kleine. Dom Helder Camara, früherer Bischof in Brasilien sagte das einmal ganz prägnant: „Bewahre immer einen Blick geschwisterlicher Sympathie für die kleinen Bahnhöfe, wo die großen Züge des Lebens nicht anhalten“.

Und zum anderen: Wir dürfen uns fallen und uns finden lassen. Mit allem kommen, was uns belastet und uns bedrückt. Ohne Wenn und ohne Aber. Unser neuer Blick, unser neues Handeln wurzelt gerade darin: In der unendlichen Güte des großen guten Hirten, von dem wir getragen sein dürfen. Gnade pur, sola gratia.

Amen